

Das Grinsen

Der abgeschlagene Kopf von Reiner Duwenstamm, der auf dem Tisch im Speisesaal seiner Villa lag, geht mir nicht mehr aus den Gedanken. Die milchigen Augen, seelenlos und leer, starren jeden an, der den Raum betritt. Sie verfolgen mich in meinen Träumen. Manchmal, wenn ich in den Spiegel schaue, erschrecke ich – für einen Moment glaube ich, jene fauligen, grünlich verfärbten Wangen hinter mir zu erkennen. Ein Gesicht, das eine verzerrte Mimik des Wahnsinns trägt und mich letzten Monat verhöhnte.

Wehe mir, wenn ich den Verstand verliere. Ich versuche zu entkommen, doch das Unheil lässt mich nicht los. Es verfolgt mich. Dieses Grinsen. Es ist mit meinem Verstand von Neu-Preußen ins Ruhrgebiet gereist. Selbst hier, in meinem spärlichen Hostel in Essen, bin ich nicht sicher vor diesem Grinsen.

Es ist ein Wahnsinn, der mich völlig zerfrisst, der mich in den Abgrund zieht und alles zerstört hat. Innerhalb eines Monats habe ich alles verloren: meine Frau, meine Affäre, meinen Mercedes, das Motorrad, das Apartment in Düsseldorf. Auf meinem Konto sind nur noch fünfzehn Euro und sechs Cent. Nicht genug, um die Gebühren für das Trading zu zahlen, das vielleicht mein letzter Ausweg ist. Zum Amt zu gehen, kann ich nicht – ich müsste alles offenlegen.

Wahrscheinlich würde die Sachbearbeiterin schnell feststellen, dass der einst erfolgreiche Alpha, Leon Krake, nie seine Einnahmen aus dem Trading-Game oder den NFTs versteuert hat. Ich habe mehr Angst vor dem Knast als vor diesem Grinsen. Nicht wegen des Gefängnisses selbst oder dem ganzen Mist, der damit einhergeht, sondern weil ich im Knast nicht mehr vor dem davonlaufen könnte, was folgt, sobald das Grinsen erst in meinen Gedanken präsent ist. Denn es bleibt nicht bei einem flimmernden Abbild in meiner Einbildung – schnell wird es real. Zuerst sind es nur Gedanken, dann kommen die ersten Körper. Sie bewegen sich in meine Richtung, starren mich schweigend an, ihre haarigen Beine berühren meine Haut, kribbelnd und unerträglich. Ich spüre ihre Nähe, ihren Atem.

Ich glaube, es hilft alles nichts. Ich werde wohl auf die Straße müssen, um wieder irgendwie an Geld zu kommen, damit ich mich dann endlich auf die Lösung meines Problems konzentrieren kann. So war mein Mindset immer: Fokus halten, Erfolg einstreichen – egal, was es kostet. Der Fokus muss bleiben, sonst verliert man alles. Denn für Erfolg darf man nicht nur ein Fisch oder ein Hai im Teich sein. Nein, man muss den verdammten Teich kaufen. Und das habe ich immer befolgt.

Ich muss jetzt durchatmen und mich sortieren. Ich muss mir klar werden, wie das alles begann, um einen Ausweg zu finden.

Es fing alles damit an, dass ich diesen alten Sack, Reiner Duwenstamm, verarschen wollte. Duwenstamm war in den Achtzigern eine richtig große Nummer. Er hatte sich mit dem Tagebau in Grimmstett eine goldene Nase verdient und konnte sich alles gönnen. Die Villa Duwenstamm hatte er zwar nicht selbst gebaut – sie war ein Erbe aus dem 18. Jahrhundert – aber er hatte sie ordentlich erweitert. Der Mann war eine Größe, immer klug in seinen Investitionen. Woher ich das weiß? Ganz einfach: Ein Alpha checkt nun mal seine Beute, bevor er zuschlägt.

Doch dann, so um die Nullerjahre, muss der alte Reiner wohl einen an der Murre bekommen haben. Er kümmerte sich immer weniger um sein Game, schien sich in eine Sekte aus der Stadt Rauenhagen eingefunden zu haben. Was auch immer der Alte zu dieser Zeit trieb, es schien ihm so den Fokus zu rauben, dass er nicht bemerkte, wie sein Sohn, Theodor Duwenstamm, ihm kurzerhand die Firma abnahm. So läuft das nun mal auf dem Löwenfelsen: Wenn der alte Löwe zu schwach wird, kommen die Jungen und treiben ihn fort. Im Fall der Familie Duwenstamm war es besonders dreckig. Ich erinnere mich noch genau, wie damals sogar im Fernsehen über die Gerichtsprozesse berichtet wurde, in denen Vater und Sohn sich gegenseitig öffentlich zur Sau machten. Letztlich gewann Theodor den Prozess, und der alte Duwenstamm war, abgesehen von der Villa und ein paar Aktienanteilen, aus dem Game geworfen.

Heute kann ich den Sohn vollkommen verstehen, warum er diesen Vater loswerden wollte. Denn was auch immer der alte Kerl in seiner Sekte getrieben hatte, es muss der übelste Scheiß gewesen sein. Anders lässt sich der Wahnsinn, der mich nun verfolgt, nicht erklären.

Doch diese Erkenntnis kam mir leider viel zu spät. Mein Kontakt zu Duwenstamm begann vor drei Monaten. Ich hatte in Österreich ein großes Event zum Thema Network-Marketing besucht. Unter den ganzen Losern, die einfach nicht checken, dass solche Events nur dazu da sind, ihnen das Geld aus den Taschen zu ziehen, war auch ein Kontakt von mir dort. Wir sehen uns oft auf solchen Events, da sie eine gute Gelegenheit bieten, sich auszutauschen. Ich sage nicht, wer mein Kontakt ist – die Presse hat ihn sowieso schon genug auf dem Radar, weil er ein echter Macher ist.

Jedenfalls haben wir uns schon länger Gedanken gemacht, wie wir neues Geld machen könnten. Seit die Pandemie vorbei war, lief es langsam bergab mit dem Trading und den NFTs. Im Vertrauen sagte er mir, dass Insider ganz klar Neu-Preußen als den Investitionsraum der Zukunft sahen. Ich hatte mich zuvor nie viel mit dem Bundesland beschäftigt. Diese Region in Deutschland ist abgelegen und geht mir wie der restliche Norden am Arsch vorbei. Ich bin in Nordrhein-Westfalen geboren, habe in Düsseldorf BWL studiert und wenn ich

mal Urlaub gemacht habe, dann auf Ibiza oder Sylt. Klar gab es auch in dieser Region ein wenig Business, aber hauptsächlich dieses alte Leute-Business. Ich hatte mal auf Instagram gelesen, dass die Stadt Rauenhagen nicht mal ein vernünftiges Handynetze hatte.

Was sollte ich also als Alpha in Neu-Preußen? Nun, genau der Umstand, dass sich dort nun was tat. Denn wie mir mein Insider verriet, trat langsam die neue Generation der Macher aus Neu-Preußen ans Ruder und investierte ordentlich in die Region. Also beschloss ich, mir ebenfalls ein Stück vom Kuchen zu holen. Ohne es mit meinem Kontakt abzusprechen, denn im Game gibt es keine Freunde.

Ich wusste, dass die gewöhnlichen Investitionsangebote nur etwas für Amateure waren. Wer wirklich ins Game einsteigen wollte, musste das richtige Mindset mitbringen – und alles, was Mitspieler anboten, trug nicht das nötige Mindset.

Also begann ich, die einzelnen Regionen von Neu-Preußen zu durchleuchten. Ich analysierte Unternehmen wie die Fischerei in Dämmerhaven oder die Goldschmuckmanufaktur in der Nähe des Schwarzfels-Gebirges. Aber ich suchte nicht nach Firmen, die bereits gut liefen. Nein, ich interessierte mich für solche, die in Schwierigkeiten steckten, aber dennoch Potenzial hatten. Der Plan war klar: Günstig einsteigen und die Sache drehen.

Zu dieser Zeit hatte ich noch Eigenkapital von dreihunderttausend Euro – Geld, das ich durch teure Onlineseminare für gutgläubige Idioten verdient hatte. Außerdem besaß ich einige NFTs, die offiziell als kommende Cashcows galten, aber inoffiziell schon kurz davorstanden, auf drei Cent abzustürzen.

Bei meiner Recherche stieß ich auf die Familie Duwenstamm. In einem Podcast über die Region Grimmstett hörte ich entscheidende Informationen: Theodor Duwenstamm, der Sohn des einst mächtigen Familienoberhaupts, versuchte seit Jahren vergeblich, die Villa seiner Familie von seinem mittlerweile nahezu mittellosen Vater abzukaufen. Wie es dem alten Reiner Duwenstamm überhaupt gelang, das Anwesen zu halten, war ein Rätsel. Die Villa schien in einem bedenklichen Zustand zu sein, aber egal, wie hoch das Angebot auch war – der Alte lehnte jedes Mal kategorisch ab.

Es war ein offenes Geheimnis, dass Theodor Duwenstamm bereit war, fast alles für die Villa zu geben. Aus welchem Grund auch immer, sah er in dieser heruntergekommenen Bruchbude einen persönlichen Wert. Ich witterte meine Chance.

Ich war mir sicher, dass der Alte dringend Geld brauchte, aber aus Prinzip niemals seinem Sohn die Villa überlassen würde. Es war mir klar, dass ich ihm

das Anwesen nicht einfach abnehmen konnte. Doch ich fand heraus, dass Reiner Duwenstamm, trotz seines hohen Alters, versuchte, selbst wieder ins Geschäft in Grimmstett einzusteigen. Jeder Bürger und Journalist in der Region hielt das für den endgültigen Beweis, dass der verarmte Reiner völlig den Verstand verloren hatte. Er hatte keine Mittel, um in irgendetwas zu investieren – und genau hier lag meine Chance.

Ich war mir sicher, dass dieser senile, aber immer noch geschäftsfähige Mann einem Angebot von Deutschlands angeblich erfolgreichstem Finanzcoach und Trader nicht widerstehen konnte. Es spielte keine Rolle, ob er wusste, was NFTs oder Trading überhaupt waren – ich ging nicht davon aus, dass er diese Begriffe verstand. Doch das war auch nicht nötig. Ich bereitete eine Geschichte vor, wie ich es immer tat, um den naiven Idioten das Geld aus der Tasche zu ziehen.

Ich entschied mich, Reiner Duwenstamm einen Brief zu schreiben, in dem ich meine etwas geschönten Hintergründe und Motivationen darlegte. In diesem Brief stellte ich ihn als den „deutschen Warren Buffett“ dar, der von seinem eigenen Sohn hintergangen worden war. Ich erklärte ihm, dass ich seine prekären finanziellen Verhältnisse kannte, aber keinen Investor, sondern einen Partner suchte – jemanden, der das nötige Wissen über Neu-Preußen hatte, um gemeinsam etwas Großes aufzubauen. Mein vorgeschobenes Ziel: Seinen Sohn Theodor aus Grimmstett zu verdrängen.

In Wahrheit verfolgte ich einen ganz anderen Plan. Ich war mir sicher, dass der alte Reiner sich keinen Anwalt mehr leisten konnte und nicht merken würde, dass er mit seiner Unterschrift sein gesamtes Eigentum auf meine „Firma“ übertrug – und das völlig legal. Mein eigentlicher Plan war es, sobald mir die Villa gehörte, Theodor Duwenstamm ein deutlich niedrigeres Angebot zu machen, als ich es Reiner unterbreitet hätte. Mir war es nämlich völlig egal, Theodor aus Grimmstett zu verdrängen. Ich hatte keine Lust, mich mit der ganzen Arbeit und den Unternehmen abzugeben. Ein paar Anteile reichten mir, um meine Rendite zu kassieren und weiterzumachen.

Es vergingen zwei Wochen, ehe ich tatsächlich eine Antwort von Reiner Duwenstamm erhielt. Als ich den Briefumschlag öffnete und das alte Papier hervorholte, lachte ich laut auf. Der Alte hatte den Brief tatsächlich von Hand geschrieben – und zwar, wie es aussah, mit Tinte! Ich vermutete, dass er nicht mal einen Computer besaß. Doch als ich den Brief las, beschlich mich zum ersten Mal ein mulmiges Gefühl. Vielleicht war der alte Kerl doch nicht so einfach hinters Licht zu führen, wie ich es mir vorgestellt hatte.

Der Brief war überraschend klar und in einer schnörkeligen, aber gut lesbaren Schrift verfasst. Es war, als hätte der Verfasser ihn mit einer erstaunlichen

Ruhe und Festigkeit geschrieben – und das von einem über 90-Jährigen! Der Brief lautete:

*„Sehr geehrter Herr Krake,
auf diesem Wege möchte ich Ihnen mitteilen, dass mich Ihre Worte zutiefst berührt haben. Ihre Komplimente, die Sie mir aussprachen, haben mir trotz meines hohen Alters viel Freude bereitet. Allerdings möchte ich Ihre Überhöhung ein wenig korrigieren, vor allem, da Sie mich mit einem Amerikaner vergleichen. Was Sie nicht wissen können, ist, dass mir nichts so sehr zuwider ist, wie mit jemandem aus dieser Nation verglichen zu werden. Ich bin mir jedoch bewusst, dass Sie keine Absicht hegten, mich derart zu beleidigen, und erkenne nicht Ihre Worte, sondern die dahinterliegende Motivation an. Dass Sie mein Bestreben, trotz meines hohen Alters, wieder geschäftlich in meiner Heimat tätig zu werden, anerkennen und unterstützen, freut mich sehr. Auch wenn wir uns noch nicht persönlich kennen, möchte ich Ihnen im Vertrauen mitteilen, dass Sie der erste ernstzunehmende Interessent an meinem Vorhaben sind. Ihre Vita, die Sie mir mitteilten, ist sehr beeindruckend, allerdings muss ich gestehen, dass ich noch nie von Ihnen gehört habe. Bitte verzeihen Sie dies meiner Unkenntnis gegenüber diesen modernen Technologien.
Ich habe aus Ihrem Brief den Eindruck gewonnen, dass wir beide – Sie als junger, dynamischer Mann und ich mit meinem scharfen Verstand und Geschäftssinn – uns perfekt ergänzen könnten. Um einen besseren Eindruck von Ihnen zu gewinnen, bitte ich Sie, mir ein Foto von sich zuzusenden, am besten ein Ganzkörperfoto. Sollten Sie auf mich einen vertrauenswürdigen Eindruck machen, bin ich gerne bereit, unsere geschäftliche Beziehung zu vertiefen.
Mit freundlichen Grüßen,
Reiner Duwenstamm.“*

Ich las den Brief immer wieder und konnte mein Glück kaum fassen. Der Alte hatte angebissen, da war ich mir sicher. Das Gefühl der Erleichterung verdrängte meine anfängliche Skepsis, doch tief in mir regte sich ein merkwürdiges Unbehagen, das ich nicht genau einordnen konnte. Vielleicht war es der tropfende Hohn in seinen Worten, oder das Gefühl, dass etwas nicht stimmte, aber ich schob es schnell beiseite. Ich griff eilig nach meinem Laptop, um Fotos von mir zu finden, die ich ausdrucken und dem alten Kerl zusenden konnte. Allein die Art, wie er schrieb, als wäre er schon zweihundert Jahre alt, ließ mich glauben, dass ich ein leichtes Spiel mit ihm haben würde. Ein alter Mann, der in seiner Abgeschiedenheit vermutlich längst den Kontakt zur Realität verloren hatte. Ich schob den Gedanken an das Unbehagen beiseite und fokussierte mich auf den nächsten Schritt.

Nachdem ich die Antwort mit den Fotos versendet hatte, verging eine lange Zeit, ohne dass ich etwas hörte. Ich war es nicht gewohnt, so lange auf eine

Reaktion zu warten, besonders nicht, wenn es darum ging, einen potenziellen Idioten ins Netz zu locken. Die Ungewissheit begann an mir zu nagen, ein unangenehmes Kribbeln, das sich unmerklich in meine Gedanken schlich. Was, wenn der Alte doch noch genug Kohle hatte, um einen Anwalt oder gar einen Privatdetektiv zu engagieren, der sich über mich erkundigte?

Der Gedanke verunsicherte mich, doch ich versuchte, ihn abzuschütteln. Im schlimmsten Fall könnten dabei einige unschöne Details aus meiner Vita ans Licht kommen – auch wenn ich natürlich vorgesorgt hatte. Ich hatte haufenweise positive Rezensionen über mich gekauft, die das genaue Gegenteil von dem behaupteten, was meine Kritiker über mich verbreiteten. Außerdem hatte ich in renommierten Zeitungen bezahlte „Artikel“ über mich platziert, die so gut gemacht waren, dass man sie kaum von echten redaktionellen Beiträgen unterscheiden konnte. Normalerweise reichte das, um meine Zielgruppe zu überzeugen, doch trotzdem blieb ein Restzweifel, der mich nicht losließ.

Nach fünf Wochen ohne Rückmeldung begann ich, unruhig zu werden. Ich stand kurz davor, den größten Fehler eines Alphas zu begehen – selbst auf den potenziellen Kunden zuzugehen. Doch ehe ich mich dazu durchringen konnte, fand ich endlich den zweiten Brief von Reiner Duwenstamm in meinem Briefkasten. Als ich erneut seine schnörkelige, aber feste Handschrift las, fiel mir die Anspannung von den Schultern.

*„Sehr geehrter Herr Krake,
bitte entschuldigen Sie meine späte Antwort auf Ihren Brief. Um eine vertrauliche Geschäftsbeziehung zu gewährleisten, teile ich Ihnen folgendes mit: Ich habe Erkundigungen über Sie einholen lassen und bitte um Verständnis für diese Vorsichtsmaßnahme. Nach allem, was ich nun über Sie weiß, wäre es mir eine Freude und Ehre, mit einem so talentierten jungen Mann wie Ihnen zusammenzuarbeiten.*

Ich möchte Ihnen auch mitteilen, dass ich stets gehofft hatte, einen so innovativen Partner wie Sie zu finden. Zudem erkenne ich an Ihrem Äußeren, dass wir vollkommen kompatibel sind. Gerne würde ich Sie im nächsten Monat zu mir in die Villa Duwenstamm nach Grimmstett einladen, damit wir uns endlich persönlich kennenlernen und unsere Geschäftsbeziehung besiegeln können.

*Hochachtungsvoll,
Reiner Duwenstamm“*

Ich las den Brief und konnte mein Glück kaum fassen. Er hatte nicht nur angebissen, sondern auch meine Zweifel zerstreut. Der Alte hatte tatsächlich Nachforschungen über mich angestellt und war dennoch bereit, mit mir zusammenzuarbeiten. Euphorie und Sicherheit durchfluteten mich, aber gleichzeitig spürte ich einen kaum greifbaren Restzweifel. Ich war mir sicher,

dass der Kerl nun völlig unter meiner Kontrolle war. Jetzt musste ich nur noch den persönlichen Kontakt herstellen – dann würde ich das Geschäft besiegeln und meinen Plan in die Tat umsetzen. Doch irgendwo in mir regte sich ein Gefühl der Unruhe, das ich nicht sofort abtun konnte. War das wirklich so einfach?

Die Fahrt nach Grimmstett in meinem Mercedes verlief ereignislos. Die Landschaft – nichts Besonderes, ein Bergkaff wie jedes andere. Aber die Villa ... das war eine andere Nummer. Schon von der Serpentinstraße aus konnte ich sehen, wie sie auf einem Berggipfel thronte, von dem aus man direkt auf Grimmstett herabblickte. Der Anblick hatte etwas Überhebliches, als würde das Anwesen über die Jahre hinweg mit unverhohlenem Stolz die Umgebung verachten. Doch je näher ich kam, desto mehr bröckelte dieser Eindruck, wie der Putz der Villa selbst.

Hinter dem geöffneten, rostigen Eisentor erstreckte sich ein verwahrloster Park, durch den ich auf die Villa zufuhr. Der Anblick löste eine seltsame Mischung aus Neugier und Beklommenheit in mir aus. Überall wucherten wilde Sträucher, die sich wie Eindringlinge durch die einst gepflegten Wege und Beete fraßen. Die Marmorstatuen, die über den Rasen verteilt standen, hatten nichts Menschliches an sich. Ihre grotesken, humanoiden Gestalten waren von dickem Grünspan überwuchert, der ihnen ein unnatürliches, fast lebendiges Aussehen verlieh. Ihre leeren Augenhöhlen schienen mich zu verfolgen, während ich den Weg hinauffuhr, und ich konnte den Gedanken nicht abschütteln, dass sie sich bewegten, wenn ich wegblickte.

Die Villa selbst wirkte wie ein Relikt aus einer anderen Zeit, ein Monument des Stolzes, das von der Gegenwart mit unerbittlicher Grausamkeit bestraft worden war. Der Bau, offensichtlich aristokratisch inspiriert, hatte einst mit Sicherheit etwas Erhabenes und Majestätisches ausgestrahlt. Doch jetzt war die einst schneeweiße Fassade von unzähligen Rissen durchzogen, die wie Narben aussahen. Moosbewuchs kroch wie schmutzige, pulsierende Adern über das Gemäuer. Teile des Putzes hatten sich gelöst und lagen wie die Überreste eines zerbrochenen Gesichts auf den verwitterten Stufen des Eingangs.

Die hohen Fenster – vermutlich einst kunstvoll mit Blei gefasst – waren in einem erbärmlichen Zustand. Einige Scheiben waren gesprungen, andere vollständig zerbrochen. Holzbretter und klaffende Lücken ließen den Wind sicher ungehindert durch das Innere des Hauses pfeifen. Über der massiven Eingangstür hing ein alter Wappenstein mit dem Familienwappen der Duwenstamms. Doch auch dieser war von der Zeit ausradiert worden, mit Moos überwuchert und kaum mehr zu erkennen.

Ich hielt vor dem Gebäude an und stieg aus. Der beißende Geruch von Feuchtigkeit und Verfall schlug mir entgegen. Trotz meiner gefütterten Wellensteinjacke lief mir ein Schauer über den Rücken. Der Balkon über dem

Eingangsportal, der von einst prächtigen Marmorsäulen gestützt wurde, drohte unter dem Gewicht der Jahre zusammenzubrechen. Eine der Säulen lehnte schief gegen die Balustrade, die wie der Rest der Villa nur noch ein Schatten ihrer selbst war.

Das Gebäude war bedrückend. Es strahlte nicht nur physischen Verfall aus, sondern schien auch von einer unsichtbaren Schwere durchdrungen – eine Schwermut, die fast greifbar war. Einst sicher ein Symbol für Macht und Reichtum, war es nun ein Mahnmal des Niedergangs. Doch anstatt Mitleid zu empfinden, war ich nur abgestoßen. Was für ein Narr würde in so einem verrotteten Schrotthaufen wohnen wollen? Das Beste wäre, alles abzureißen und einen schicken Bungalow mit Pool hinzustellen.

Ich schüttelte den Gedanken ab. Es war nicht mein Problem. Ich hatte keine Verwendung für dieses Haus, außer als Mittel zum Zweck. Ich richtete meinen Blick auf die schwere Eingangstür und machte mich auf den Weg. Mit jedem Schritt knirschten die Schottersteine unter meinen Schuhen, und ein seltsames, unangenehmes Gefühl regte sich in meinem Magen – als würde die Villa mich beobachten.

An der massiven Eingangstür hing ein Zettel, geschrieben in der vertrauten, schnörkeligen Handschrift von Reiner Duwenstamm. Nur wenige Worte standen dort:

„Die Tür ist offen. Ich erwarte Sie im Speisesaal, einfach die Treppe hinauf und dann in den ersten Raum geradeaus.“

Ich runzelte die Stirn. Der Gedanke, dass der Alte zu schwach war, um mich persönlich zu begrüßen, schien logisch. Aber etwas daran irritierte mich – als hätte er den Zettel nicht nur geschrieben, um mir den Weg zu weisen, sondern um mir zu zeigen, dass ich jetzt in seiner Welt war. Ein seltsames Kribbeln kroch mir über den Nacken, doch ich schob es beiseite und trat ein.

Das Innere der Villa war noch schlimmer als ihr Äußeres. Der Eingangsbereich empfing mich mit einer bedrückenden Kälte, die nicht nur physisch war. Sie war muffig, schwer und schien sich direkt in meine Knochen zu setzen. Der Gestank von Feuchtigkeit und Moder war überwältigend, wie die stickige Luft eines Grabes, das seit Jahrhunderten unberührt geblieben war.

Der Marmorboden unter meinen Füßen war rissig und von dunklen Flecken übersät, die in meinem Kopf unweigerlich die Assoziation zu getrocknetem Blut weckten. Einst edle Läufer zogen sich über den Boden, zerfleddert und so staubig, dass sie aussahen, als hätten sie Jahrzehnte keinen Menschen mehr erlebt. Ich fühlte den Widerwillen in meiner Brust, als ob die Vergangenheit des Hauses mich selbst zu beschmutzen drohte.

Die hohen Wände des Flurs waren von Tapeten in tiefen Rottönen bedeckt – oder besser gesagt, von dem, was davon übrig war. Sie blättern in unregelmäßigen Stücken ab und enthüllten darunter schimmelbefallene Stellen, die wie wütende Narben an der Haut des Hauses wirkten. Überall hingen große Gemälde, die schief an den Wänden zu ruhen schienen. Szenen von Jagden und Porträts längst verstorbener Duwenstamms starrten mich an, ihre Blicke starr und entrückt, als ob sie mich aus einer anderen Zeit verurteilten. Ich konnte den Eindruck nicht abschütteln, dass sie mehr sahen als mich – dass sie die Vergänglichkeit dieses Hauses und seiner Bewohner auf groteske Weise in sich trugen.

Als ich den Flur weiterging, knarrten die schweren Holztüren leise im Zug, obwohl keine Bewegung im Haus zu spüren war. Der Boden unter meinen Füßen gab unheilvolle Geräusche von sich, ein dumpfes Stöhnen, das sich wie ein Echo in den langen Korridoren verlor. Mit jedem Schritt wirbelte ich Staub auf, der in der kargen Dunkelheit tanzte und sich wie eine dichte Wolke in der Luft hielt.

Die Spinweben, die von der Decke herabhingen, waren dick und klebrig, fast wie groteske Seidenvorhänge, die Teile des Hauses absperren. In den Ecken verschmolzen sie mit dem Schatten, was ihnen ein fast lebendiges Aussehen verlieh. Alte Kerzenleuchter aus Metall klebten an den Wänden, ihre Kerzen längst abgebrannt, nur noch stumpfe Wachsklumpen blieben übrig.

Das wenige Licht, das durch die schmutzigen Fenster fiel, war matt und reichte kaum aus, um die Dunkelheit zu vertreiben. Sie war nicht nur ein Mangel an Licht – sie fühlte sich lebendig an, fast wie eine Präsenz, die mich beobachtete. Ich konnte es nicht erklären, aber je tiefer ich in das Haus eindrang, desto mehr schien es, als würde die Dunkelheit mich selbst verschlucken, mich umklammern, mich zwingen, langsamer zu gehen, zu lauschen ... und zu warten.

Ich ging weiter, vorbei an alten, wuchtigen Möbeln, die wie eingefrorene Zeugen einer längst vergangenen Epoche wirkten. Die polierten Oberflächen waren längst matt geworden, die Schnitzereien verwittert. Ein massiver Spiegel im Flur erregte meine Aufmerksamkeit. Sein Glas war so stark angelaufen, dass ich mein Spiegelbild nur noch als vage, verzerrte Gestalt wahrnahm. Der Anblick irritierte mich auf eine Weise, die ich nicht recht greifen konnte – als ob der Spiegel mehr sah als ich selbst.

Die Kälte des Hauses kroch mir unter die Haut. Es war nicht nur die physische, feuchte Kälte, die aus den Wänden sickerte, sondern eine unbestimmbare Schwere, die den Raum erfüllte. Diese Kälte schien eine eigene Präsenz zu haben, eine, die sich mit jeder Minute stärker bemerkbar machte. Ich fühlte mich beobachtet, doch jedes Mal, wenn ich mich umdrehte, war da nichts außer den staubigen Schatten und den verzerrten Linien der alten Möbel.

Mit wachsendem Widerwillen folgte ich den Anweisungen auf dem Zettel und machte mich auf den Weg zur Treppe. Die Stufen knarrten unter meinen Füßen, das Geräusch durchbrach die bedrückende Stille des Hauses. Es klang nicht nur alt, sondern auch irgendwie warnend, als ob das Haus selbst protestieren würde. Die Dunkelheit um mich herum wurde dichter, fast greifbar, und je höher ich stieg, desto schwerer wurde meine Atmung. Ein einziger Gedanke pochte in meinem Kopf: Wer zur Hölle würde hier freiwillig leben wollen?

Vor der Tür zum Speisesaal hielt ich inne. Mein Herz schlug schneller, doch ich schob die aufkeimende Unruhe zur Seite. Stattdessen kündigte ich mich laut an: „Herr Duwenstamm, hier ist Andre Krake. Sind Sie da?“ Die Worte hallten in der Dunkelheit wider und schienen länger als gewöhnlich zu verweilen, als ob das Haus selbst sie aufsaugte. Ein paar Sekunden verstrichen, in denen nur das dumpfe Rauschen des Blutes in meinen Ohren zu hören war. Dann antwortete eine Stimme.

Die Stimme, die zu mir sprach, war die eines sehr alten Mannes, doch sie hatte einen seltsamen Unterton – etwas, das sich nicht recht in Worte fassen ließ. „Ja, mein Junge, ich bin im Speisesaal und erwarte Sie sehnsüchtig. Kommen Sie herein, es ist alles vorbereitet.“

Ein kalter Schauer lief mir über den Rücken. Die Stimme klang, als ob sie direkt aus einer anderen Zeit kam, fremd und gleichzeitig vertraut. Sie war weich, fast einladend, doch unter dieser Oberfläche lag etwas Klebriges, etwas, das mich an eine Falle denken ließ. Es war, als ob ich vor dem Netz einer riesigen Spinne stand, deren Augen mich längst fixiert hatten. Ich spürte die Gefahr, die wie ein dicker, unsichtbarer Nebel im Raum hing. Doch der Gedanke an Reichtum, an die Kontrolle über die Villa, über die Duwenstamms, über mein Ziel, gab mir den Mut, den Speisesaal zu betreten.

Ich öffnete die Tür. Der Raum dahinter war von einer unwirklichen Dunkelheit erfüllt, die das schummrige Tageslicht, das durch die vernagelten Fenster fiel, nur mühsam zu durchdringen vermochte. Mein Blick suchte den Raum ab, doch es war schwer, Details zu erkennen. Hier und da warfen die Kerzen, die der Alte offenbar angezündet hatte, zitternde Lichtflecken auf die Wände. Das flackernde Licht schien die Schatten lebendig werden zu lassen, als würden sie sich bewegen, sobald ich nicht hinsah.

Die Luft war schwer und dick, erfüllt von einer Staubschicht, die ich mit jedem Atemzug schmecken konnte. Ein plötzlicher Hustenreiz überkam mich, und ich musste mich an den Türrahmen lehnen, um Luft zu holen. Der Staub fühlte sich nicht wie gewöhnlicher Schmutz an – er war zu dicht, zu schwer, fast als hätte er ein Eigenleben. Etwas in diesem Raum stimmte nicht, doch ich konnte es nicht benennen.

Der Speisesaal war ein Raum, der einst sicher für prächtige Feste und glanzvolle Empfänge gedacht war. Doch diese Zeiten schienen längst vorbei. Der schwere, dunkle Teppich, der den Boden bedeckte, war an vielen Stellen abgewetzt, zerfetzt und schmutzig. Die einst goldverzierten Tapeten, die die Wände schmückten, waren verblasst und wirkten, als hätten sie jeden Hauch von Leben verloren. An den Rändern hingen sie in schlaffen Streifen herunter, und zwischen den Falten kroch dunkler Schimmel hervor wie die Spuren einer Krankheit, die das Haus langsam zerfraß.

Im Zentrum des Raumes stand ein massiver Esstisch aus dunklem Holz, dessen kunstvolle Schnitzereien von der Zeit gezeichnet waren. Er war von schweren Stühlen umgeben, die noch Spuren von Eleganz trugen, jetzt aber genauso verlassen und abgenutzt wirkten wie der Rest des Raumes. Eine dicke Staubschicht bedeckte den Tisch und erstickte den Glanz, der einst von den hochwertigen Tischdecken und dem darauf ausgebreiteten Silbergeschirr ausgegangen war. Die Bestecke waren von dunklen Flecken übersät, die sich wie Schatten in das Metall fraßen, und die Kristallgläser, einst sicher ein Symbol von Raffinesse, waren trüb und milchig, als ob selbst der Staub die Erinnerung an ihren Glanz auslöschen wollte.

Die Wände waren geschmückt mit großen Gemälden, die prunkvolle Jagdszenen und aristokratische Porträts zeigten. Doch auch diese Bilder hatten ihre Pracht verloren. Der Schmutz und Staub, der sich über die Leinwände gelegt hatte, verzerrte die Gesichter und Szenen. Besonders die Augen der dargestellten Figuren wirkten seltsam leer, als hätten sie ihre Seelen schon vor langer Zeit verloren und sahen nun stumm zu, wie der Verfall sie langsam verschlang.

Während ich durch den Raum trat, spürte ich, wie sich eine tiefe, unbehagliche Kälte in mir ausbreitete. Sie schien nicht nur von den Wänden zu kommen, sondern von der Atmosphäre selbst – eine unsichtbare Präsenz, die mich zu beobachten schien. Der Raum hatte eine bedrückende, fast feindselige Ausstrahlung, als ob er meine Anwesenheit nicht wollte. Doch ein Teil von mir konnte den Anblick nicht loslassen. Es war, als würde ich in die traurigen Überreste eines einst lebendigen Organismus blicken, der jetzt nur noch aus Staub, Dunkelheit und einem kaum greifbaren Hauch von Boshaftigkeit bestand.

Ich blickte mich verwundert um, doch nirgendwo war der Alte zu sehen. „Herr Duwenstamm? Sind Sie hier?“ rief ich, doch meine Stimme klang fremd und hohl, als sie unheimlich durch den Saal hallte. „Hier, ich bin doch direkt vor Ihnen,“ antwortete die Stimme des Alten, doch etwas daran war falsch. Sie war verzerrt, ein krächzender, gebrochener Klang, als wären die Stimmbänder ausgetrocknet und zerfallen. Es klang, als ob eine alte Geige, die nicht richtig gestimmt war, eine verstörende Melodie spielte. Ein unheimliches Frösteln kroch mir über den Rücken und setzte sich in meiner Brust fest.

Ich trat näher an den Esstisch heran. Ein seltsam runde Form, kaum größer als ein Handball, lag mitten auf der staubigen Tischplatte, doch die Dunkelheit machte es unmöglich, genauer hinzusehen. Mein Puls begann zu rasen, doch ich schüttelte die Unruhe ab und zog mein Smartphone aus der Tasche. Als ich die Taschenlampe einschaltete, beleuchtete der grelle Strahl die Szene vor mir. Ein entsetzlicher Schrei entfuhr mir, so plötzlich und roh, dass ich ihn kaum als meinen eigenen erkannte.

Der Gegenstand war ein Kopf. Der abgeschlagene Kopf eines alten Mannes, dessen milchig-blinde Augen direkt in meine Seele zu blicken schienen. Sie schienen nicht nur zu sehen, sondern mich zu durchbohren, mich zu erfassen, als gehörte ich bereits ihm. Die vertrockneten Lippen waren zu einem bizarren, zitternden Lächeln verzogen, und die Haut war ledrig und fahl, wie die eines Wesens, das der Zeit längst entwachsen war.

„Was soll der Scheiß? Herr Duwenstamm!“ brüllte ich, die Panik in meiner Stimme kaum kontrollierend. In meinem Kopf versuchte ich verzweifelt, diesen Anblick als einen grotesken Scherz zu rationalisieren. Doch noch während ich sprach, spürte ich, wie mein Mund trocken wurde und mein Atem flach ging. Die milchigen Augen des Kopfes begannen zu zucken, die Lippen verzogen sich, als ob sie sich zum Sprechen formten.

„Schreien Sie doch nicht so, ich bin doch nicht taub,“ erklang die krächzende Stimme erneut, diesmal jedoch direkt aus dem Kopf. „Wie Sie sehen, Herr Krake, ist alles vorbereitet. Wir müssen nur noch ein Detail unserer Partnerschaft klären.“

Ich spürte, wie der Boden unter mir schwankte, als ob die Realität selbst unter dem Gewicht dessen, was ich sah, zerbrechen wollte. Dann geschah es: Aus dem offenen Hals des Kopfes schossen sechs spinnenartige Beine hervor, die sich zitternd aufrichteten, während sie klackernde Geräusche auf der Tischplatte machten. Die Bewegung war grausam unnatürlich, wie das Brechen von Knochen, das nicht aufhören wollte. Der Kopf begann sich langsam zu heben, als ob er sich seines neuen Körpers bewusst wurde, die Beine streckten sich mit mechanischer Präzision. Das Bild vor mir war so verstörend, dass mein Verstand für einen Moment vollständig aussetzte. Ich fühlte mich wie in einem Albtraum, aus dem es kein Erwachen gab.

Ich stolperte zurück, meine Beine versagten mir den Dienst, und ich stürzte zu Boden. Der Staub des Raumes wirbelte um mich herum, schien sich in meine Kehle zu setzen, während ich verzweifelt nach Atem rang. Ich rappelte mich auf und kroch rückwärts, doch der Kopf – oder das Wesen, das aus ihm geworden war – folgte mir. Ein unmenschlicher Druck packte plötzlich meine Waden, und mit erschreckender Leichtigkeit wurde ich auf den Rücken gedrückt.

Die spinnenartigen Beine klackerten über meinen Körper, während das Ding sich näherte. „Nur ein Detail muss noch geklärt werden, oh ja – wir sind sehr kompatibel, und wir werden uns mein Unternehmen zurückholen,“ krächzte die Stimme, die jetzt ein sarkastisches Zischen in sich trug.

Ich spürte, wie die haarigen Beine meinen Mund aufrissen, während der Kopf sich direkt über mir senkte. Der Geruch von Moder und Verfall war überwältigend. Das Lächeln des Kopfes verzog sich zu einem grotesken, alles verschlingenden Grinsen, und ich wusste, dass ich verloren war. Mein Schrei war erstickt, gefangen in meinem Hals, als das Ding näherkam. Der Raum verschwamm, wurde dunkler und schwerer, bis alles in eine finstere Stille überging.

Es mussten Stunden vergangen sein, ehe ich erwachte. Der kalte, harte Boden des Speisesaals drückte gegen meinen Rücken, und der modrige Geruch des Hauses schien in meine Haut eingedrungen zu sein. Als ich die Augen öffnete, war alles still. Zu still. Ich blinzelte in die Dunkelheit, die nur schwach von den Resten des Tageslichts durchbrochen wurde, und versuchte, meine Gedanken zu ordnen.

Ich richtete mich mühsam auf und sah mich um. Von dem Kopf war keine Spur mehr. Der Tisch, die Stühle, der staubige Boden – alles war unverändert. Keine Spuren von den spinnenartigen Beinen, kein Blut, nichts. Hatte ich ... geträumt? Der Gedanke war tröstlich und furchtbar zugleich. Ich schloss die Augen und versuchte, ruhig zu atmen, aber mein Herz raste. Irgendetwas stimmte nicht. Etwas fühlte sich falsch an, als hätte ich einen Teil von mir verloren – oder vielleicht gewonnen, ohne es zu wollen.

Ein dumpfes Rauschen pochte in meinem Kopf, und mit ihm kamen Bilder. Sie waren fremd und doch merkwürdig vertraut. Ich sah Jagdszenen in alten Wäldern, Gesichter von Männern und Frauen, die ich nie zuvor gesehen hatte, und Symbole, die ich nicht verstehen konnte, die jedoch in meinem Kopf zu brennen schienen. Meine Hände zitterten, als ich sie vor mein Gesicht hob. Sie fühlten sich schwerer an, als ob etwas durch meine Adern kroch, das nicht dorthin gehörte.

Ich zwang mich aufzustehen, meine Beine unsicher und zittrig. Mein Blick fiel auf den großen Spiegel an der Wand. Zuerst zögerte ich – wollte ich wirklich sehen, was dort zu sehen war? Doch die Neugier, so grausam und mächtig wie die Angst, trieb mich näher.

Als ich mein Spiegelbild sah, stockte mir der Atem. Das war nicht mein Gesicht. Es war mir ähnlich, ja – aber die Augen waren anders. Milchig. Leer. Die Wangen eingefallen, die Haut fahl und unnatürlich gespannt. Ich trat näher, mein Atem beschlug das Glas. Das Gesicht im Spiegel rührte sich nicht, obwohl ich meinen Kopf bewegte. Es lächelte.

Ein kaltes Lachen hallte durch meinen Schädel, dumpf und tief, wie aus einer anderen Welt. „Wir sind sehr kompatibel,“ sagte die Stimme, die ich jetzt zweifellos erkannte. Duwenstamm. Sie war nicht außerhalb von mir, sondern in mir. Sie war ein Teil von mir.

Ich taumelte zurück, das Herz in meiner Brust schlug so heftig, dass es schmerzte. Ich griff nach meinen Sachen, riss sie hastig an mich, meine Finger ungeschickt und zittrig. Ich musste hier raus. Fort von dieser Villa. Fort von diesem Wahnsinn.

Doch als ich zur Tür stolperte, war da etwas, das mich zögerlich machte. Die Bilder in meinem Kopf wurden klarer – nicht wie fremde Erinnerungen, sondern wie etwas, das immer schon dort gewesen war. Jagdszenen. Ein Kaminfeuer. Goldene Zierleisten, die sich in einem prächtigen Speisesaal spiegelten. Das war nicht Duwenstamms Leben. Es war jetzt meins.

Ich blieb stehen. Mein Atem ging flach, meine Gedanken kreisten um Dinge, die ich nicht wissen konnte, und doch wusste ich sie. Meine Finger strichen über die alte Tapete der Villa, und für einen kurzen Moment erschien sie mir nicht mehr als verfallen, sondern als lebendig, prachtvoll.

Ich wusste, dass ich fortgehen sollte. Doch ich tat es nicht. Stattdessen drehte ich mich um, sah noch einmal in den Spiegel. Das Gesicht dort lächelte, und jetzt lächelte ich zurück. Es fühlte sich ... richtig an.

Vielleicht war der Wahnsinn mein neuer Verstand. Vielleicht gehörte ich jetzt hierher. Und vielleicht war das genau so, wie es sein sollte.

Meine Erinnerungen sind wie zerrissene Fragmente, die keinen Sinn ergeben, und jedes Mal, wenn ich versuche, sie zu ordnen, schmerzen mein Kopf und meine Augen, als würde etwas in mir dagegen ankämpfen.

Jetzt bin ich hier, zurück in meinem Hostel in Essen. Es fühlt sich nicht wie eine Rückkehr an, sondern wie ein Schleppen durch eine Welt, die nicht mehr ganz die meine ist. Die Wände des kleinen Zimmers wirken enger als sonst, und der Geruch von altem Holz und Putz lässt mich an den modrigen Atem der Villa denken. Alles in mir schreit danach, dass ich das, was geschehen ist, verdränge, aber es verfolgt mich – jedes Bild, jede Bewegung.

Ich sitze auf der Kante des Bettes und starre in den fleckigen Spiegel an der Wand. Seit ich hier bin, wage ich kaum, länger als ein paar Sekunden hinein zu blicken. Es ist nicht nur mein Gesicht, das ich darin sehe. Die eingefallenen Wangen, die milchigen Augen – ich bilde mir ein, dass sie immer deutlicher werden, als ob sie darauf warten, vollständig die meinen zu werden.

Mein Handy liegt neben mir, das Display dunkel. Ich will niemanden anrufen. Niemand würde verstehen, was passiert ist, nicht einmal ich selbst. Doch tief in meinem Inneren weiß ich, dass ich nicht allein bin. Nicht wirklich. Etwas hat sich in mir eingenistet, und es wächst. Erinnerungen, die nicht meine sind, überfluten mich. Orte, die ich nie besucht habe. Namen, die ich nie gelernt habe. Entscheidungen, die ich nie getroffen habe. Es ist, als würde ein anderer Verstand in meinem eigenen um Platz ringen.

Manchmal höre ich seine Stimme, leise, flüsternd, als ob sie aus den Ecken meines Zimmers käme: „Wir sind sehr kompatibel.“ Ich hasse dieses Wort, doch es brennt in meinem Kopf wie ein Kainsmal. Ich habe versucht, die Stimme zu ignorieren, aber sie wird lauter. Und mit jedem Flüstern wächst etwas in mir – eine dunkle, schleichende Gewissheit, dass ich nicht mehr lange ich selbst bleiben werde.

Heute habe ich es wieder gesehen. Das Gesicht. Nicht nur im Spiegel, sondern auch im Fenster, im Bildschirm meines Handys, sogar in einer Pfütze auf der Straße. Es verfolgt mich, wie ein Schatten, der mit mir verschmilzt. Ich habe keine Kraft mehr, mich dagegen zu wehren.

Ich muss gehen. Ich weiß nicht, wohin, aber ich kann nicht hierbleiben. Das Hostel, das Zimmer, diese Stadt – sie engen mich ein. Ich habe meine Sachen gepackt, aber der Gedanke, nach draußen zu gehen, macht mich fast krank. Die Welt scheint fremd und verzerrt, als hätte sie nicht mehr die Form, die ich kenne.

Doch was wäre die Alternative? Hier bleiben und warten, bis der Wahnsinn mich verschluckt? Warten, bis das Gesicht, das mich aus jedem Spiegel anstarrt, vollständig meines wird? Ich sehe meine Hände zittern, während ich versuche, den Rucksack zu schließen. Sie sind nicht mehr ganz die meinen. Die Haut ist blass und trocken, und ich bilde mir ein, dass sie riechen – nach Moder, nach Verfall, nach dem, was in der Villa auf mich gewartet hat.

Ich spüre, dass es keine Flucht gibt. Egal, wohin ich gehe, es wird mit mir kommen. Es ist nicht die Villa, die mich verfolgt, sondern etwas, das ich von dort mitgenommen habe. Oder hat es mich mitgenommen? Ich weiß es nicht mehr. Die Grenze zwischen mir und ... ihm verschwimmt.

Während ich die Tür des Hostels hinter mir schließe, flüstert die Stimme wieder, sanft und unaufdringlich: „Wir holen uns alles zurück.“

Ich glaube, ich grinse. Oder grinst er?